

Die Deutschen in Südungarn.

Geschichtlicher Überblick. Colonisationen.

Der diesseits und jenseits der Theiß gelegene Theil Südungarns hatte vor der Niederlage bei Mohács eine dichte magyarische Bevölkerung. Dies ist durch eine lange Reihe magyarischer Ortsnamen und durch viele Denkmäler der einstigen Verwaltung bezeugt. In der Namensliste der vor- maligen magyarischen Grundbesitzer der südlichen Grenz- bezirke finden wir die Namen mächtiger Magnaten, die am Ruder des Staates oder im Dienste des Hofes standen, die Namen trefflicher Heerführer, berühmter Kirchenfürsten und Literaten. Außer den Magyaren wohnten in den südlichen Gebieten hier und da, wenn auch in weit geringerer Anzahl, Petschenegen und Rumänen, ferner Serben und Walachen; diese vermehrten sich infolge der staatlichen Befugniß immer mehr durch Fremdvölker von jenseits der Donau und Save und fingen an, die von ihnen besetzten Pflanzstätten in ihrer eigenen Sprache zu benennen. Das gute Einvernehmen innerhalb der gemischten Bevölkerung und der durch verwandtschaftliche Bande enger geknüpften geselligen Verkehr wurden bis zum XVI. Jahrhundert kaum irgend gestört. Diese Bevölkerung der südungarischen Grenzlande hatte zwar fortwährend das Schwert zu schwingen, besaß aber bei all den schweren Lasten, die sie trug, dennoch Lebenskraft, Muth,

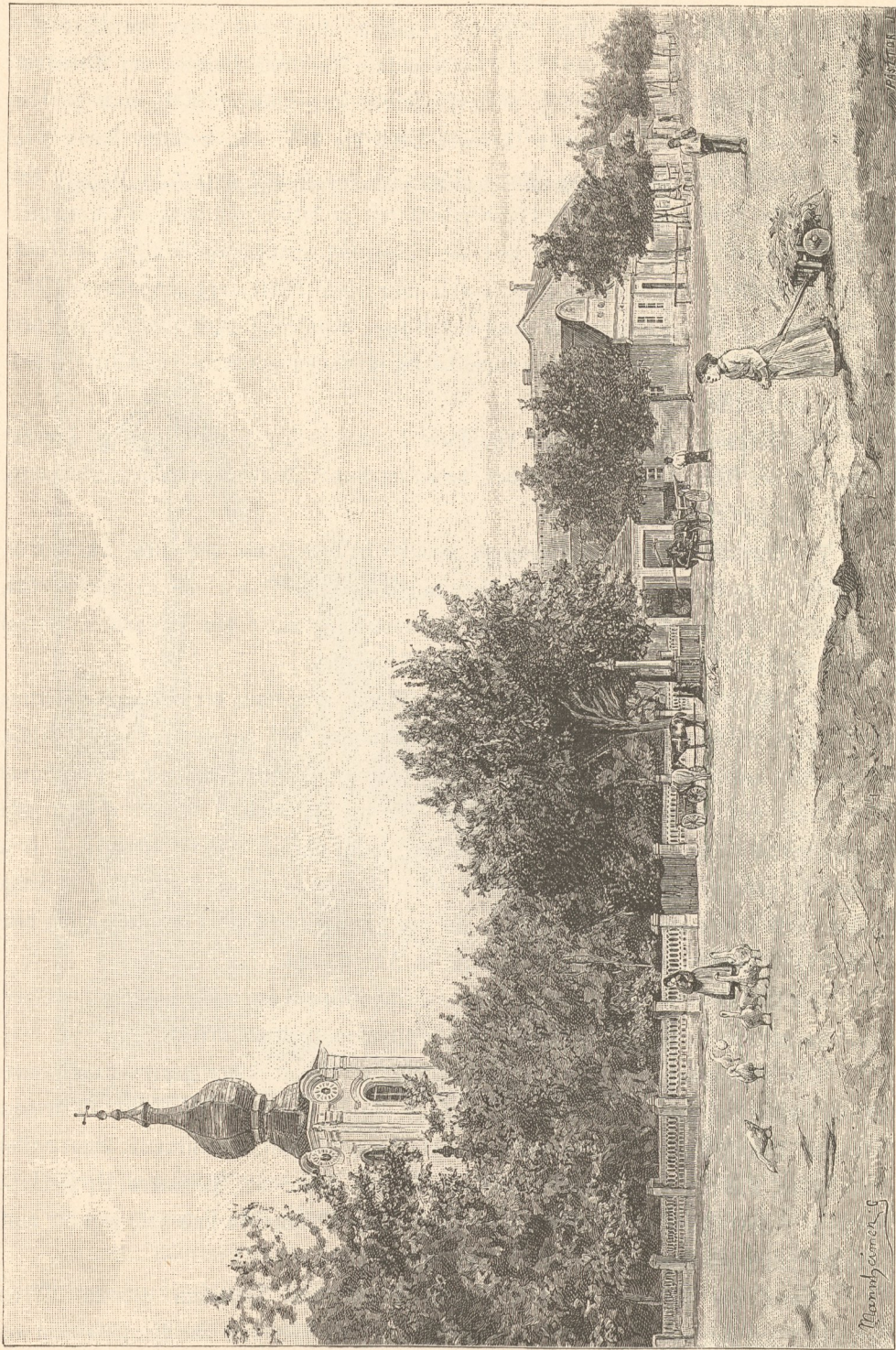
Arbeitslust und zähe Ausdauer genug, um den Feind, der die Grenzen des Vaterlandes angriff, aufzuhalten, unter wuchtigen Schlägen nicht niederzubrechen und überdies noch durch strebsame Arbeit Jahrhunderte lang einen Wohlstand zu behaupten.

Das Unglück von Mohács am 29. August 1526 warf alle früheren Zustände plötzlich über den Haufen und rief in Südbungarn neue Besitzverhältnisse hervor. Türkische Eroberer besetzten diesen Landestheil, der dann anderthalb Jahrhunderte lang unter dem Joch des Halbmondes schmachtete. Während der Türkenherrschaft wurde die magyarische Urbevölkerung entweder ausgerottet oder sie entfloh aus jenen Gegenden nach anderen Theilen des Reiches, wo sie mehr Sicherheit zu finden glaubte. Die kernmagyarischen Grundherrnengeschlechter Südbungarns wanderten von ihrem Grund und Boden aus und überließen ihn als Beute dem feindlichen Eroberer.

Als die Südgegend nach der Rückeroberung der Festung Ofen im Jahre 1686, Dank den Siegen des Markgrafen Ludwig von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen, von dem türkischen Joch befreit wurde und durch die Wiederbesetzung Temesvárs im Jahre 1716 auch in dem sogenannten Temeser Lande die Türkenherrschaft ein Ende nahm, da stand in den einst dichtbevölkerten Grenzlanden Südbungarns kaum noch eine einzige magyarische Gemeinde aufrecht.

Die Zeit der Türkenherrschaft hinterließ nur einen blassen Schatten der früheren südbungarischen Lande. Die blühenden volkreichen Dörfer waren verschwunden und nur hier und da bezeichnete eine morsche Ruine ihre Stätte. In den Gemarkungen der verwüsteten Dörfer lagen ausgedehnte Grundstücke unbebaut und unbenuzt. Beiderseits der Theiß bot das Land ein Gemälde kläglichen Verfalls. Die menschenleere Gegend war völlig versumpft. Zwischen verwässerten Wiesen dehnte sich, soweit das Auge reichte, nur unendliches Röhricht, von Wildgeflügel wimmelndes Binsengestrüpp, von Farnkraut überwucherte Einöde aus. Von keinerlei Dämmen eingeschränkt, überflutete das Hochwasser nach Belieben weite Landstrecken und verwandelte sich zur Zeit der Herbst- und Frühjahrsregen in ein Meer. In dem fauligen Sumpfgewässer brütete eine Welt von Insecten, welche nebst den miasmatischen Ausdünstungen und plötzlichen Wetterstürzen Südbungarn zu einem ungesunden Aufenthaltsort machten. Nur gar wenigen Spuren von Cultur und Menschenleiß begegnete man auf der unabsehbaren Ebene. Da zog kein Pflug seine Furche, keine Gärten grüntem und kein Obstgelände prangte in buntem Blütenschmuck, keine schlanken Thürme erhoben sich über blinkenden Dörfern, um die Landschaft zu beleben. Das ganze Gebiet war ein düsteres, grauenvolles Land voll ungeheurer Seen, finsterner Waldungen und unbewohnter Wildnisse.

Lange schon war dieser Landestheil vom Feinde befreit, bis er endlich mit dem Gesamtvaterlande in eins verschmolz. Von Zeit zu Zeit wurde er einer neuen politischen



Strasensatz zu Bogdros.

Gliederung unterworfen und stand bald unter militärischer, bald unter ärarischer Verwaltung. Wohl wurden im Jahre 1714 die Comitate Bács und Bodrog, mit Ausnahme des Militärgrenzbezirkes der Theiß, wiederhergestellt und später (1802) auch gesetzlich vereinigt, doch blieb das sogenannte Temeser Land bis 1779, in welchem Jahre Graf Christof Niczky auf Anordnung Maria Theresias das Banat wieder in Ungarn einverleibte, vom Mutterlande getrennt und erhielt erst zu dieser Zeit seine alte Comitatsverfassung zurück. Bei alledem aber war die Regierung unausgesetzt beflissen, die vielgeprüften südlichen Grenzlande zu fördern und einer neuen Blüte entgegenzuführen. Ihre Haupt Sorge ging dahin, dieselben in einen ausgiebigen Bertheidigungszustand zu versetzen, wieder zu bevölkern und hierdurch den entvölkerten, verödeten und vernachlässigten Landes theil für die Cultur neu zu erobern.

Die Colonisation in größerem Maßstabe begann in der Bácska, wie im Temeser Lande, mit der Ansiedlung von Deutschen, denen im Banat Italiener, Spanier, Bulgaren, Serben und Franzosen folgten.

Die deutsche Einwanderung begann zunächst in dem Lande des linken Theißufers, das heißt in den Gebieten der heutigen Comitate Torontál, Temes und Krassó-Szörény, und zwar in der Zeit unmittelbar nach der Rückeroberung unter dem berühmten General Grafen Claudius Mercy (1717 bis 1734) als Gouverneur.

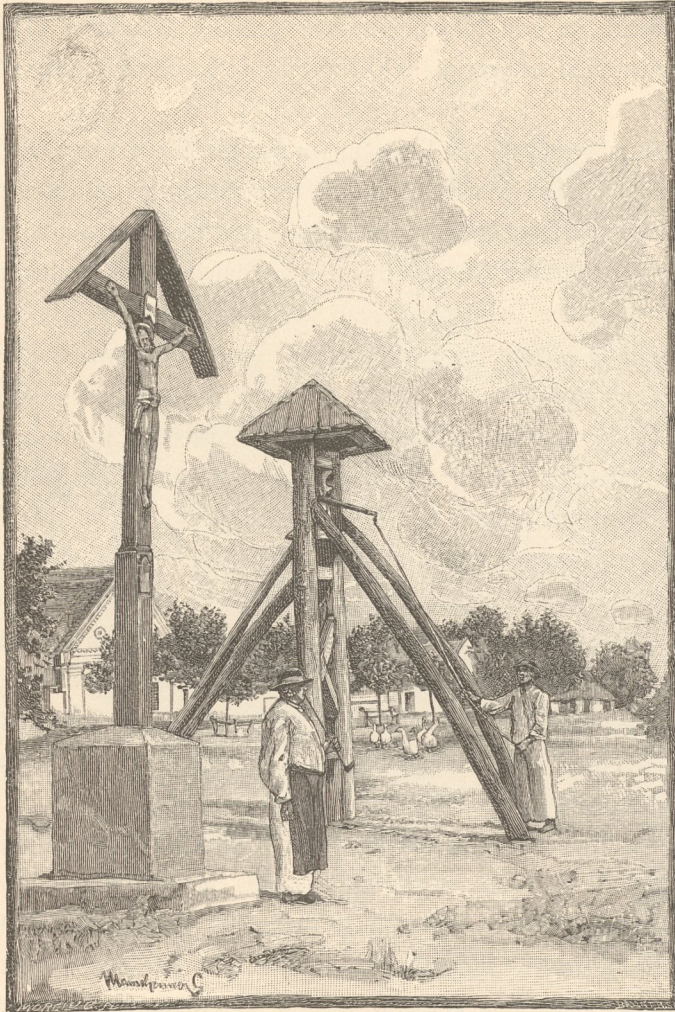
Graf Mercy machte 1722 in Wien seine Eingabe in Sachen der Wiederbevölkerung der Banater Einöden, worauf Kaiser Karl VI. gestattete, daß aus dem deutschen Reiche, insbesondere aus dem Bezirk des Ober-Rheins, mehrere hundert Familien in das Banat einwandern und sich dort niederlassen sollten. Da der Kaiser den Ansiedlern mehrfache Begünstigungen, wie Landbesitz, Hausgründe, mehrjährige Steuerfreiheit und freie Wohnung zusagte, ist es nicht zu verwundern, daß Viele seiner Aufforderung Folge leisteten und in das Banat einwanderten. In den Jahren 1722 bis 1726 ließen sich dort etwa 2.500 Familien nieder, besonders viele im Jahre 1724.

Die Einwanderer gründeten theils neue Ortschaften auf den weitgedehnten Domänen, theils vermehrten sie die Einwohnerzahl in den dünnbevölkerten Dörfern.

Die wichtigsten deutschen Ortschaften, die im Banat unter dem Gouvernement Mercy entstanden, sind die folgenden: Neu-Urad, Groß- und Klein-Becskerék, Bruckenauf, Csákova, Denta, Detta, Fehértemplom (Weißkirchen), Freidorf, Gutenbrunn, Gyarmatha, Karánsebes, Kudricz, Lippa, Lugos, Moldova, Orjova, Pancsova, Perjámos, Uj-Palánka, Uj-Bécs, Németszent-Péter, Rékas, Werfcheß. Diese Ortschaften sind noch jetzt die volkreichsten unter den deutschen Gemeinden des Banats.

Durch das Ansiedeln einer größeren Anzahl von Deutschen gedachte Mercy besonders den Ackerbau zu fördern, er verlor jedoch auch Industrie und Bergbau nicht aus

den Augen und gründete in Temesvár eine Fabriksanlage, zu welchem Zweck die Hofkammer aus Wien im Jahre 1718 dreihundert Gewerksleute hinunter sandte, die sich auch an den Befestigungsarbeiten, sowie an der Erbauung der Kasernen und sonstigen ärarischen Gebäude theilnahmen. Die vernachlässigten südingarischen Bergwerke wurden durch



Kirchenplatz zu Charleville.

Deutsche aus dem Oberlande, ferner durch zahlreiche Familien von Bergleuten aus Tirol, Steiermark, Böhmen und Sachsen zu neuem Leben erweckt.

Die erste Masseneinwanderung der Deutschen erreichte im Jahre 1727 ihr Ende. 1736 begann die Colonisirung von neuem, gelangte jedoch durch den wieder ausgebrochenen Türkenkrieg und eine Epidemie alsbald zum Stillstand. Erst 1741 beginnen die Deutschen zerstreut wieder einzuwandern, was dann ungefähr bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges ununterbrochen so fortging.

Von 1745 an fanden in den Bezirken des Ober-Rheins und Frankens

Werbungen im Großen statt. Im Kurfürstenthum Hessen, in der Gegend von Trier und Mainz, sowie in der Rheinpfalz wurde viel auswanderungslustiges Volk zusammengebracht. Maria Theresia bewog die Einwohner dieser überfüllten und dabei verarmten Gegenden durch neue Patente nach Ungarn und besonders dem Temeser Lande zu übersiedeln. Das Volk wurde in den Dörfern zusammengetrommelt und, nachdem ihm die

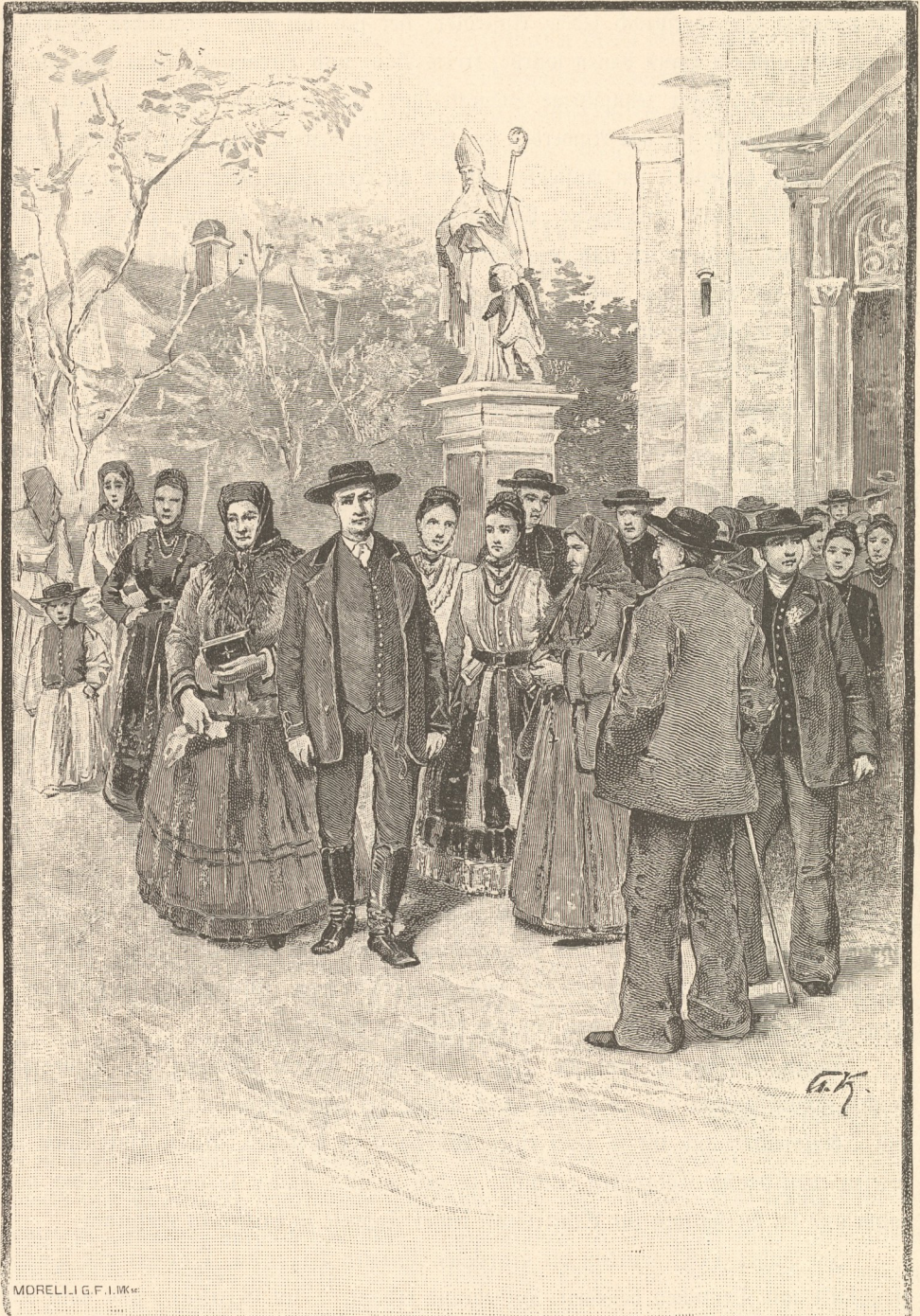
kaiserlichen Versprechungen vorgelesen waren, zur Auswanderung aufgefordert. Daraufhin begann in den erwähnten Ländern eine förmliche Völkerwanderung, deren Ziel die südlichen Grenzlande Ungarns waren. Die armen Leute machten ihr bißchen Habe zu Geld, packten ihren Hausrath auf und verließen gern ihre alten Stammsitze; in großen Scharen kamen sie nacheinander in Wien an, wo man sie mit Geld und Reisepässen versah und zu Schiffe nach dem Banat hinabbeförderte. In dem kurzen Zeitraume vom 11. November 1758 bis zum 1. April 1759 erhielten nicht weniger als 900 Ansiedler in der Temeser Gegend Wohnsitze angewiesen.

Auch die ungarischen Grundbesitzer in den Umgebungen von Preßburg, Gran, Pest und Ofen erkannten den Werth dieser arbeitsamen Deutschen; sie hielten die durchziehenden Scharen unterwegs auf, bewogen sie zum Bleiben und boten ihnen unter den nämlichen Bedingungen Siedelplätze auf ihren eigenen Herrschaften an. Diese unterwegs angehaltenen deutschen Einwanderer haben längs der mittleren Donau, am Fuße des Bértesgebirges und in der Gegend von Gödöllö so manche Ortschaft bevölkert. Der größte Theil erreichte aber dennoch das Banat. Doch gründeten die neuen Einwanderer nur wenige neue Ortschaften, z. B. Zádorlak (1737) und Uj-Bessenyö (1748). Die Mehrzahl ließ sich in den älteren deutschen Dörfern nieder, deren Einwohnerchaft durch die Verheerungen des Türkenkrieges und der Pest nur zu sehr gelichtet war.

Als die Einwanderung der Deutschen immer mehr abnahm, setzte die österreichische Regierung die Colonisation des Temeser Landes zwangsweise fort. Es kam nämlich der Brauch auf, die wegen geringerer Vergehen verurtheilten österreichischen Unterthanen nach dem Banat abzuschieben, wo sie entweder zu Grunde gehen oder sich bessern mochten. Da aber dieses Verfahren mehr Schlimmes als Gutes bewirkte und auch vom Gesichtspunkt der Humanität überaus schädlich war, so wurde der Schub auf wiederholte Vorstellungen Kaiser Josephs II. im Jahre 1770 gänzlich eingestellt.

In der Bácska begann die Einwanderung der Deutschen 1735. Die ersten deutschen Familien ließen sich in Esataalja 1735, in Neusatz 1739, in Kolluth 1756, in Hódtság um 1760, in Bukin 1749, in Apatin 1750 nieder. Besonders Apatin wurde von einer größeren Menge ausländischer Deutschen besetzt, die sich nicht nur mit Ackerbau befaßten, sondern auch Handel und Gewerbe trieben. Da Apatin der Hauptort einer großen ärarischen Domäne war, zogen die dortigen Deutschen mit der Zeit auch in die umliegenden, der Herrschaft zugehörigen Gemeinden ein und bauten unter Anderem vorzüglichem Hauf, ja sie beschäftigten sich auch mit Seidenspinnerei.

Mit dem „Colonisationspatent“ vom 25. Februar 1763 beginnt sowohl im Zwischenlande der Maros und Donau, als auch in der Bácska die zweite deutsche Colonisirung in größerem Maßstabe. Als der siebenjährige Krieg durch den Hubertsburger



MORELLI G.F. I.M.W.

Heimkehr aus der Kirche in Rémet-Csánád.

Frieden beendet war, verdoppelte Maria Theresia ihren Eifer für die Besiedelung Südungarns. Sie versprach jedem Ansiedler, der sich auf einer ärarischen Herrschaft niederlassen und ein Haus bauen würde, freies Bau- und Brennholz, dazu sechsjährige, den Handwerkern sogar zehnjährige Steuerfreiheit. Im deutschen Reiche wurden eigene Agenten und Notare für das Anwerben von Colonisten bestellt. Auch aus Ungarn wurden mehrere dahin entsendet, um Ansiedler für die österreichischen Grenzlande zu gewinnen. Im Jahre 1766 wurde eine eigene „Colonisations-Commission“ errichtet mit dem Grafen Lamberg als Präsidenten und den Räten Cothmann und Festetics an der Spitze. Vom April bis Ende des Jahres 1763 wanderten etwa 1.000, in den folgenden zwei Jahren etwa 2.000 deutsche Colonisten in die Temeser Gegend ein. Den Absichten der königlichen Majestät entsprechend, errichtete die Banater Administration auch in Temesvár eine Ansiedlungscommission. Mitglieder derselben waren: der Landes-Regierungsrath Hildebrand, der Temesvárer Bezirkschef Knoll, der Esanáder Bezirkscontrolor Laff und der Lippaer Salzamtsbeamte Neumann. Die Mitglieder dieser Commission vertheilten sich nach den verschiedenen Gegenden der Provinz, um je nach Bedarf entweder die schon vorhandenen Dörfer zu vergrößern oder neue anzulegen. Die meisten und hübschesten deutschen Dörfer Südungarns sind unter ihrer Leitung erbaut worden.

Knoll vergrößerte im Jahre 1764 die Gemeinden Szent-Péter, Bruckenaus, Gyarmatha, Freidorf und Rékas und vermehrte ihre Bevölkerung durch Deutsche aus dem Ausland. Im Jahre 1765 erweiterte er Mercysalva (Mercydorf) durch die Häuser von neuen deutschen Ankömmlingen, 1766 aber erbaute er die Ortschaft Billéd auf den Trümmern des alten magyrischen Vile oder Billéd. Laff stärkte 1764 bis 1765 Esanád, den uralten Sitz der Esanáder Bischöfe, Perjámos und Nagy-Szent-Miklós gleichfalls durch Deutsche. Hildebrand erbaute 1765 Szakálháza, ferner 1767 Zsombolya (Hagfeld), Nagy-Técsa und Esatád. Neumann siedelte 1764 mehrere deutsche Familien in Lippa und Gutenbrunn an. Im folgenden Jahre erbaute er Neudorf, dann 1766 Schöndorf und Engelsbrunn. Gleichzeitig vergrößerte er Neu-Urad durch die Häuser von neueren deutschen Ansiedlern.

Durch Verfügung vom 22. Juli 1766 trug Maria Theresia der Temesvárer Landesadministration auf, in sämtlichen neuen deutschen Gemeinden einen Geistlichen und Schulmeister und für je zwei einen Wundarzt zu bestellen. Acker, Hutweiden und Wiesen erhielten die Colonisten reichlich, in den meisten Fällen so viel, als Jeder übernahm und im Verhältniß zur Arbeitskraft seiner Familie zu cultiviren versprach.

Im Jahre 1767 wurden die ärarischen Puszten Wizesda, Droszi und Tószeg gleichfalls mit Deutschen besiedelt. Hildebrand erbaute 1769 Grabác und nahe dabei legte Neumann den Grund zu Bogáros.

Ein anderer Strom von deutschen Einwanderern nahm in den Jahren 1763 bis 1768 seine Richtung nach der Bácska. Dort war Cothmann Leiter der deutschen Colonisation. Im Jahre 1766 wurde eine eigene locale Colonisations-Commissiion errichtet, die in beständiger Verbindung mit den Colonisations-Commissären im Auslande stand. In den genannten Jahren ließen sich Deutsche in Kernyája, Krusevlye,, Gakova, Priglevicza=Szent=Iván, Doroszló, Filippova, Beprovác, Kolluth, Bezdán, Kupuszlina, Hódság, Gajdobra, Bukin, Palanka, Karavukova und Apatin nieder. In Kolluth wurden noch 1756 200, in Hódság bis 1763 300 schöne Colonistenhäuser für deutsche Ankömmlinge erbaut. Nach Cothmanns Berichten waren 1763 in S=Becse, dem Hauptort der Militärgrenze der Theißgegend, gleichfalls eingewanderte deutsche Familien zu finden.

Auch die Jahre 1770 bis 1771 gehören zu den lebhafteren der Colonisation. Zu dieser Zeit legte Neumann im Banat Kis=Jécsa an, desgleichen die Gemeinden Mastort, Heufeld, Charleville und Soltour. Szent=Hubert, der damalige Mittelpunkt der lothringisch-französischen und deutschen Niederlassungen, verstärkte sich durch Deutsche. Auch Albrechtsflur, Marienfeld, Segenthau und Greifenthal entstanden damals. Ferner war es Neumann, der Charlottenburg, Altringen, Reuthof, Buchberg und Lichtenwald erbaute. Im Jahre 1772 legte er den Grund zu Kreuzstetten, Wiesenheid und Königshof. Szent=András, wo das Hofrichteramt des Temesvárer ärarischen Bezirkes seinen Sitz hatte, stärkte er durch neu angekommene deutsche Familien. Der andere Colonisations=Commissär, Hildebrand, gründete zu derselben Zeit die französisch-deutschen Niederlassungen Ostern, Gottlob und Trübswetter.

Französische Familien ließen sich dreimal in Südbungarn nieder, und zwar waren es französische Schwärme aus Lothringen und Elsaß. Um 1752 besetzten sie Mercyfalva im Temeser Comitat; in den Jahren 1763 bis 1766 ging der zweite französische Schub wiederum nach Mercyfalva und nach Szent=András; 1770 bis 1772 kam der dritte Transport, der an Zahl die früheren französischen Karavaneen weit übertraf, und erfüllte Fehértemplom (Weißkirchen) und Uj=Bessenhö gänzlich, Szölös zum Theil, überflutete aber auch die Gemeinden Szent=Hubert, Trübswetter, Soltour und Charleville nebst einem Theile von Ostern und Gottlob. Den einzelnen Gemeinden, die sie besetzten, gaben sie die Namen ihrer Dörfer in der alten Heimat. So sind Szent=Hubert und Charleville lothringische Orte, die noch jetzt bestehen. Charleville liegt im Mosel-Departement, nördlich von Metz, Saint=Hubert ist der Name einer einträglichen französischen Domäne, gleichfalls in der Nähe von Metz. Im Bácsker Comitat mischte sich die deutsche Bevölkerung von Apatin, Gajdobra, Palánka und Karavukova einigermaßen mit französischen Elementen. Alle diese Franzosen sind gegenwärtig

vollständig germanisirt. Nur hier und da finden sich noch Greise, die sich geringe Reste ihrer Muttersprache erhalten haben.

Wie man sieht, wurden jene Theile Ungarns, welche jetzt das Gebiet der Comitate Bács, Torontál, Temes und Krassó-Szörény bilden, von 1763 bis 1776 mit einer Anzahl fremder, besonders deutscher Elemente durchsetzt. Nach amtlichem Ausweise



Südungarische deutsche Bäuerin.

wanderten bloß in den drei Jahren 1768 bis 1771 nicht weniger als 16.889 ausländische Colonisten in das Temeser Land ein, desgleichen über 2.000 in das Bácszer Comitat; vom Anfang bis zu dieser Zeit macht dies zusammen an 30.000 Seelen aus. Doch wurden diese Ziffern gewiß noch zu niedrig angenommen. Dies geht aus der Höhe der Summen hervor, welche auf die Colonisten verwendet wurden. Von 1763 bis 1773 wurden nämlich zwei Millionen Gulden für Reise- und sonstige Kosten der ausländischen Colonisten ausgegeben, eine Summe, die nach den damaligen Werthbegriffen ungeheuer

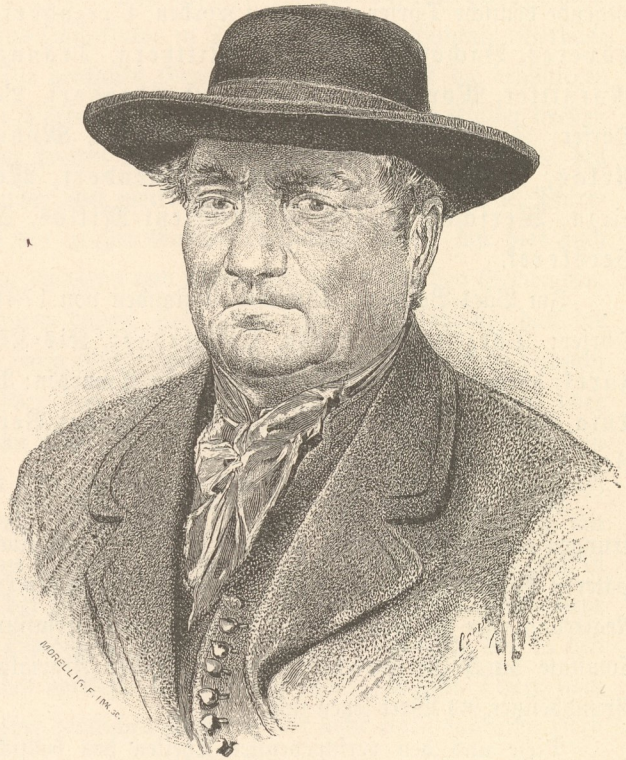
erscheinen muß. Gulden- und kreuzerweise ausgegeben, wurde sie gewiß unter eine viel größere Anzahl von Einwanderern vertheilt, als der erwähnte amtliche Ausweis angibt.

Der Belastung des Staatsschatzes durch das Colonisiren im großen Maßstabe wollte Maria Theresia durch Beschränkung der Colonisation abhelfen. Am 13. April 1771 wurde überall die kaiserliche Verordnung kundgethan, daß fortan die Einwanderung nach den südlichen Theilen Ungarns nur Personen gestattet sein solle, die im Stande wären auf eigene Kosten zu reisen und sich die erforderliche landwirthschaftliche Ausrüstung anzuschaffen. Dadurch daß der Staatsschatz den Ausländern die Hilfsbeiträge entzog, wurde die Einwanderungslust bedeutend schwächer und nahm erst im dritten Jahre der

Regierung Kaiser Josefs II. einen neuen Aufschwung. Und dies war die dritte, bedeutendste Epoche der deutschen Besiedelung von Südingarn. Die Colonisirungen Kaiser Josefs haben einen ganz andern Charakter als die früheren. Sowohl ihrer Ausdehnung und Durchführungsweise nach, wie auch hinsichtlich ihrer Folgen für die Zukunft sind sie wichtiger als alle bisherigen Colonisirungen der Südländer. Sie haben der Gegend, in der sie stattfanden, ihr entschieden deutsches Gepräge aufgedrückt.

Kaiser Josef II. siedelte von 1784 bis 1786 7.600 deutsche Familien des sogenannten „schwäbischen“ Stammes mit zusammen 38.000 Seelen in Ungarn an. Diese Besiedelungen kosteten den Staatsschatz vier Millionen Gulden. Von den eingewanderten Deutschen setzten sich 2.988 Familien im Temescher Lande fest, die übrigen in der Bácska mit Ausnahme von etlichen hundert Familien, welche in der Ofener Gegend, in Szatmár und den oberungarischen Comitaten Wohnstätten fanden. Trotz alledem blieben noch immer

sehr viele Buszten in der Bácska unbebaut. Um diese Strecken zu bevölkern, bedurfte es noch ungefähr 3.500 Colonistenfamilien. Besonders groß war der Bedarf an Gewerbeleuten. Die Stadt Zombor schritt 1784 bei der Colonisirungs-Commission bittlich ein, ihr aus Deutschland Handwerker zu verschaffen. Sie brauchte Drechsler, Handschuhmacher, Bäcker, Strumpfwirker, Seifensieder, Kupferschmiede, Sattler, Siegelstecher, Faßbinder, Messerschmiede, Nadelfabrikanten, Korbflechter, Kammmacher, Stärkefabrikanten, Spielkartenfabrikanten, Kunstgärtner, Musikanten, Töpfer, Gelbgießer, Siebmacher, Weber, Frauenschneider, Seiden- und Stofffärber, Tapezierer, Leinwandmacher, Schleifer und andere Gewerbeleute. Die Colonisations-Commission entsprach auch zum Theil den Wünschen



Südingarischer deutscher Bauer.

der einzelnen Gegenden und Städte, jedes Verlangen konnte sie aber nicht erfüllen, da die Summe, welche das Areal für Colonisationszwecke angewiesen hatte, zur Durchführung der gesammten Pläne nicht langte. Von 1786 bis zum letzten Regierungsjahre Josefs II. wanderten ebenfalls zahlreiche Deutsche (etwa 3.000 Familien) in die unbefetzten Stätten der Südgegend ein.

Es sind unter der Regierung Kaiser Josefs II. zwischen Maros und Donau folgende deutsche Dörfer neu erbaut worden: Drczydorf, Niczkydorf, Gyertyámos, Köveres, Bachóvár, Liebling, Rittberg, Traunau, Daruvár, Herrendinft, Margitter, Moritzfeld, Gladna und Ebendorf. Vergrößert wurden die deutschen Dörfer: Szent=András, Klein=Beckerek, Módos, Szakálháza, Freidorf, Rékas, Freudenthal, Lovrin, Blumendorf, Mercydorf, Csákova, Moravicza, Werscheß, Lugos, Nagy=Szent=Miklós, Csánád, Facsét und Groß=Beckerek.

Im Bács=Bodroger Comitate entstanden von 1784 bis 1786 die neuen deutschen Dörfer: Torzsa, Cservenka, Uj=Verbász, Kis=Kér, Szeghegy, Bultesz und Járek; durch neue deutsche Colonisten verstärkt wurden: Palánka, Uj=Szivacz, Sóvé, Kula, Parabut, Kác=Militics, Bresztovac, Beprovác, Kornya, Esonopla, Bezda, Stanifics, Almás.

Nach dem Tode Josefs II. finden bis 1840 nur noch kleinere deutsche Colonisationen oder Umzüge älterer deutscher Colonisten von einem Orte zum andern statt. Diese späteren Besiedelungen aber wurden nicht mehr durch den Hof bewerkstelligt. Die ungarische Regierung war es, welche dieselben in eigenen verfassungsmäßigen Wirkungskreise der Comitate durch die Directoren der ungarischen Arealherrschaften und durch einzelne Grundbesitzer ins Werk setzen ließ.

Diese aus den verschiedensten Theilen des deutschen Reiches und der Erblande stammenden Colonisten sprachen selbstverständlich die verschiedensten Dialecte der deutschen Sprache selbst in einer und derselben Gemeinde, so daß sie einander manchmal gar nicht verstanden.

Auch in der Lebensweise, in Sitten und Gebräuchen unterschieden sie sich mehr oder weniger, ja es sind in dieser Hinsicht noch jetzt viele Abweichungen zu beobachten, alle aber wurden in ihrem neuen Vaterlande durch die Einheit des nationalen und religiösen Bandes vereinigt. Protestanten waren nur sehr wenige eingewandert. Zwischen Maros und Donau ließen sich nur in Liebling (Temeser Comitat) Evangelische in größerer Anzahl nieder; in der Bácska finden sich die reformirten deutschen Gemeinden zu Torzsa, Cservenka, Uj=Verbász, Kis=Kér, Szeghegy, Bultesz, Járek, Szivacz und Sóvé.

Die deutschen Gemeinden Südungarns, ihre Bewohner und deren Gebräuche.

Die deutschen Dörfer waren und sind auch heute noch unleugbar ein Schmuck der südlichen Comitate Ungarns, ein Element, welches das sonst eintönige Flachland belebt. Gewiß findet man nirgends in Ungarn so viele wirklich nett und regelmäßig gebaute, mit geraden, luftigen, baumbepflanzten Gassen versehene Ortschaften beieinander als in dieser Gegend. Solche sind besonders Zsombolya (Hagfeld), Perjámos, Mákófalva, Szent-Hubert, Charleville, Sándorháza und Hauliffalva in Torontál, Apatin, Palánka, Verbász und Kula im Bácszer Comitate. Die deutschen Gemeinden haben überall die erhöhteren Stellen der Gemarkung besetzt. Die Dörfer sind geradlinig von 18 bis 20 Klafter breiten Hauptstraßen und 6 bis 8 Klafter breiten Nebengassen durchschnitten. Die Mitte des Ortes schmückt ein regelmäßiger runder oder viereckiger Platz, an dem man Kirche, Pfarrhaus, Schule, Gemeindehaus und den großen Gasthof beisammen findet, wie dies auch unsere Ansichten der Kirchenplätze zu Bogáros und Charleville zeigen. In den Gemeinden, welche keine Kirche mit einem Thurm haben, sieht man neben dem Crucifix, das die Mitte des Platzes schmückt, immer einen Glockenstuhl. Die Häuser sind rein weiß getüncht und haben nach der Gasse zwei oder drei Fenster mit grün gestrichenen Läden oder Jalousien. Sie sind in der Regel mit Rohr, bei den Wohlhabenderen aber mit Schindeln oder Dachziegeln gedeckt. An alten rohrgedeckten Häusern sieht man über der Stirnseite, der Richtung des Daches entsprechend, zwei Bretter angebracht, welche sich kreuzen und mit Pferdeköpfen endigen. Diese seltsame Dachzier ist altgermanischen Ursprungs und auch in Deutschland vielfach zu sehen. Von der Straße führen etliche Stufen durch die angestrichene Gassenthür in den etwas erhöhten Hausgang, welcher der ganzen Längsseite des in den Hof hinein gedehnten Hauptgebäudes vorliegt. Vom Gange öffnet sich eine Thüre nach der geräumigen und zumeist bemalten reinlichen Küche, in der man einen sauberen Herd und glänzend gescheuertes, blankes Hausgeräth erblickt. Aus der Küche führt rechts und links eine Thür nach den Zimmern. Rechts liegt die „Stube“ (das Staatszimmer), die in keinem deutschen Hause fehlt, aber nur als Festgemach zum Empfang von Gästen benutzt wird. Dieses Zimmer pflegt den Stolz der Hausfrau zu bilden. Auf beiden Seiten hochgethürmte Betten voll schneeweißer Kissen, vor denselben blaue, mit rothen Blumen bemalte Holzbänke, in der Mitte ein ebenso verzierter Tisch, längs der Wände ein Schubladenschrank, hohe Kleiderständer, hier und da auch schon Sophas, Rohr- und Armstühle, eine Schwarzwälder Uhr, farbige Stellbrettchen mit Blumentöpfen: dies ist die Einrichtung eines solchen Staatszimmers. An dem Wandpfeiler zwischen den Fenstern, welche mit weißen spitzenbesetzten Vorhangtüchern behängt sind, befindet sich eine altarartige Gruppe von Heiligenbildern, vor der die andächtige Hausfrau an den Vorabenden der Feiertage

ein Öllämpchen anzündet, das auf einem gleichfalls weiß gedeckten, mit Tassen und allerlei Nippfachen dicht besetzten Schublackasten steht. Das andere gegen den Hof hin gelegene Zimmer heißt „Kammer“. Diese ist das eigentliche Nest der Familie, ihre Wohn- und Schlafstube. Sie ist jedoch weit einfacher eingerichtet und enthält gewöhnlich Tisch, Schränke, Kleiderständler, Stühle und zwei Betten. Von der Wohnstube weiter geht eine Thür nach der Speisekammer, wo die jungen Eheleute oder halberwachsenen Mädchen sich aufzuhalten pflegen. Von da gelangt man meistens in den Pferdestall, dem sich die Kuhställe anschließen, Alles unter ein und demselben Dach, so daß der Hausherr des Nachts niemals auf den Hof hinauszugehen braucht, um seine Pferde und das übrige Vieh in Augenschein zu nehmen. Im Pferdestall schläft der Knecht mit dem ältesten Sohne des Hauses.

An der anderen Seite des deutschen Hofes, gegen die Gasse hin, steht ein kleineres Wohnhaus, meist nur mit Zimmer, Küche und Speisekammer. Dort hausen die in den Ruhestand eingegangenen Alten der Familie. Dorthin übersiedelt der deutsche Bauer, wenn er seine Wirthschaft dem erstgeborenen verheirateten Sohne übergeben hat. Den übrigen Raum im Hintergrund des Hofes nehmen der Maispeicher, die Schweineställe und die Hühnersteige ein. Scheunen und Getreidespeicher pflegt der Deutsche nicht zu bauen. Das Getreide wird auf dem Dachboden aufgeschüttet; Stroh, Heu und sonstiges Futter steht in Schobern und Tristen unter freiem Himmel.

Der vor dem Hause befindliche reine Hof ist durch einen Lattenzaun vom Wirthschaftshofe getrennt, der seinen Brunnen (mit Stange oder Rad) hat. Noch weiter zurück folgt der Gemüsegarten mit seinen belaubten Obstbäumen, duftigen Blumenbeeten, Reihen von Weinstöcken und frischen Küchengewächsen. In dem Garten wächst alles Gemüse, welches das Jahr über auf den Tisch kommt.

Die südungarischen Deutschen, obwohl sie durchaus nicht alle dem schwäbischen Volksstamm angehören, pflegt man in Ungarn gewöhnlich nur „Schwaben“ (sváb) zu nennen. Sie jedoch nennen sich durchaus Deutsche.

Diese Deutschen sind ein kräftiger, mittelgroßer, gedrungenener Menschenschlag. Der gute Tisch und die regelmäßige Lebensweise machen ihn zum Fettwerden geneigt. Die alten rasiren gewöhnlich ihr Gesicht, die jungen dagegen lassen sich schon so ziemlich ohne Ausnahme den Schnurrbart wachsen. Ihre Tracht ist der der magyarischen Bauern ähnlich, jedoch nicht verschmückt. Ihre Jacken, die hochgeschlossenen, mit Silberknöpfen besetzten Westen, die engen Stiefelhosen sind von dunkelblauem oder schwarzem Tuche, ihre Sommerkleidung von leichterem Stoffe, aber ebenso gefärbt oder grau. Ihre Kopfbedeckung ist ein Krämpenhut von schwarzem Filz, im Winter eine schwarze Lammfellmütze. Auch tragen sie im Winter ein dunkelblaues, mit schwarzem Lammfell gefüttertes

Tuchwams. Für die Arbeit des Sommers dagegen legen sie eine luftige, bequeme Kleidung an, und zwar grob gewebtes Leinenzeug, weiße Wollstrümpfe und Lederpantoffeln.

Die Frauen haben sich die ursprüngliche Tracht besser bewahrt. Mädchen und junge Frauen tragen dichtgefästelte kurze Röcke und binden sich breite weiße oder blaue Schürzen um. Der Oberleib ist mit einem feinen Leinenhemd, einem schwarzen oder farbigen Seidenleibchen und einem kreuzweise gebundenen farbigen Seidentuch bekleidet. Als Halschmuck dient ein silbernes oder goldenes Kreuzchen an schwarzem Sammtbände,



Altes deutsches Ehepaar im Leibgedinge.

mitunter auch eine Schnur Glasperlen oder Korallen. Die Mädchen gehen barhaupt und stecken ihren Haarzopf mittels eines Rückenkammes helmförmig über den Scheitel auf. Die Frau verbindet sich den Kopf mit einem schwarzen, blauen oder gelben Tuche. Als Fußbekleidung werden ausgechnittene schwarze Lederschuhe getragen, dazu bei den Mädchen weiße, bei den Frauen blaue Strümpfe mit rothen Zwickeln. Schmuck zu tragen ist bei ihnen noch nicht recht Sitte. Höchstens trifft man bei den jungen Mädchen silberne Ohrringe und nach ihrer Verheirathung einfache Trauringe. Zur Erntezeit verrichten sie die Arbeit in breitkrämpigen Strohhüten, die sie meistens selber flechten.

Der südbungarische Deutsche ist im Allgemeinen ein sehr praktischer, häuslicher, rechnender Mensch, dabei fleißig, anständig, guter Wirth und beinahe bis zum Geiz

sparfam. Sein Ideal ist die Wohlhabenheit, viel Geld und soviel Grundbesitz als möglich. Daher begnügt er sich selten mit seinen eigenen Äckern, sondern pachtet noch in der Nachbarschaft hinzu. Er bewirthschaftet seinen Grund und Boden musterhaft und erzielt gemeiniglich reiche Ernten.

In der Zutheilung der Arbeit gilt kein Wählen. Heiter, ein Liedchen pfeifend oder singend, schaffen sie und bringen ein gewaltiges Stück Arbeit hinter sich. Die Frau reicht ebenso die schweren Garben zum Wagen hinan und leistet dann noch Hilfe bei der Heimfuhr wie der Mann, überhaupt greift sie bei jeder Feldarbeit ganz so zu wie er. Nur die Sense rührt sie nicht an. Beim Einfahren kommen Leute und Pferde selbst in den hellen Nächten nicht zur Ruhe. Tag und Nacht geht die Arbeit im Schweiß des Angesichts ununterbrochen ihren Gang, Alles muß auf den Beinen sein. Nach dem Einfahren wird sogleich im Dorfe selbst gedroschen auf der zwischen Haus und Garten befindlichen reinen Hofstene. Wo nicht mit landwirthschaftlichen Maschinen gearbeitet wird, was bei den Deutschen jetzt nur noch selten der Fall ist, da wird das Getreide mit Pferden ausgetreten. In wenigen Wochen ist der ganze Ertrag ihrer ausgedehnten Felder abgeerntet, eingefahren und ausgedroschen. Das Product wird gewöhnlich in drei Partien verkauft: nach dem Einfahren, im Winter und um Ostern. So erzielen sie jedesmal die höheren Getreidepreise. Was für den Hausbedarf an Mehl übrig bleibt, das mahlen sie selbst in jenen Trockenmühlen, die am Ende jedes Dorfes paarweise zu finden sind.

Außer dem Ackerbau betreibt der deutsche Landwirth am liebsten Pferdezucht. Er hält große Stücke auf schöne, werthvolle Pferde. In seinem Stall sieht man nur Thiere von edlem Blut und guter Form. Mancher Bauer hat seine 18 bis 20 Pferde stehen. Hornvieh dagegen züchten sie nur wenig und selten trifft man einen Deutschen, der bei seiner Feldarbeit Ochsen verwendet. Das einzige Hornvieh, das sie lieben, sind Kühe, aber auch davon nur das Beste. Schweine werden nur soweit gehalten, als für den Hausbedarf genügt, auch Schafe nur wenig und Ziegen schon gar nicht, desto mehr aber Feder-
vieh, das unter Aufsicht der Hausfrau steht.

Die Nebencultur wird mit großer Sorgfalt betrieben. Jeder deutsche Landwirth gewinnt seinen Wein im eigenen Weingarten und der größte Theil wird von seinen Hausleuten getrunken. Nicht gerne bringt er ihn zu Verkauf. Auch an Branntwein fehlt es nicht im Keller des schwäbischen Landmanns. Er brennt ihn selbst aus Korn oder Trebern. Jeden Morgen wird ein Schluck Branntwein getrunken, Mittags aber und Abends Wein.

Ein wesentlicher Factor der Hauswirthschaft ist die wohlgefüllte Speisekammer. Sie enthält in jedem anständigen deutschen Hause einen reichlichen Vorrath von Mehl, Schmalz, geräuchertem Fleisch und Würsten, Milch, Rahm, Topfen, Käse und Butter, allerlei Eingepottetem und süßem Naschwerk, Grünzeug, in Essig eingelegten Gurken,

gesäuertem Kraut und verschiedenen Gewürzen. Niemals geht die deutsche Hausfrau in die Nachbarschaft, um sich etwas zu borgen; eine Frau, die mit dergleichen die Nachbarn belästigt, gilt als schlechte Wirthin und wird keineswegs geschätzt.

Der Charakter des südongarischen Deutschen ist ernst und gefest. Er läßt sich nicht leicht von der Leidenschaft hinreißen. In der Verwaltung seiner Angelegenheiten geht er sehr berechnend zu Werke. Dank seinen günstigen materiellen Verhältnissen, ist er selbst-



Deutsches Ehepaar im Hausflur.

bewußt, ja eingebildet. Fremden gegenüber zurückhaltend, zeigt er sich gegen Herren vollends mißtrauisch. Auch seine Gastfreundschaft ist mit einem guten Theil Zurückhaltung gemischt, indeß empfängt er den zu rechter Zeit kommenden seltenen Gast mit Höflichkeit und macht viel Wesens aus ihm. Er sieht es gern, wenn der Fremde seinen Wohlstand erkennt und würdigt. Besonders verläßlich ist sein Wort, auch seine Ehrlichkeit und Nüchternheit sind tadellos, er gehorcht den Gesetzen, ist ein Freund der Ordnung, liebt Reinlichkeit und Häuslichkeit. In seinem ehelichen Leben herrschen gewöhnlich Frieden und Glück, obgleich bei den Eheschließungen nicht das Herz der jungen Leute, sondern der rechnende Verstand der Alten zu entscheiden pflegt. Den Sitten der anderen ihn

umgebenden Volksstämme hat sich der südungarische Deutsche nur wenig angepaßt und in Charakter und Geschmack, in Bräuchen, Gewohnheiten und Manieren seine Ursprünglichkeit echt bewahrt.

In religiöser Hinsicht ist er zum Zweifel geneigt; doch hält er an den äußeren Formen der Religion fest, geht Sonn- und Feiertags zur Kirche und nimmt an den kirchlichen Ceremonien theil.

Dem Unterricht ihrer Kinder widmen die südungarischen Deutschen große Sorgfalt und lassen sich ihre Schulen nicht wenig kosten. Ihre blühenden Volksbildungsanstalten verdienen alles Lob. In deutschen Gemeinden findet sich selten ein schulpflichtiges Kind, das die Schule nachlässig oder gar nicht besucht. Die Schulen aller deutschen Gemeinden befinden sich in gutem Zustande und gehören zu den schönsten Gebäuden des Ortes. Selbst das bescheidenste deutsche Dorf hat seine drei bis vier Klassen aufzuweisen mit ebenso vielen Lehrern und einer Lehrerin für weibliche Handarbeiten. In größeren Gemeinden bestehen gewöhnlich alle sechs gesonderten Klassen und besondere Töcherschulen sorgen für die Ausbildung der weiblichen Jugend. In neuerer Zeit findet auch die Sache der Kinderbewahranstalten in den größeren deutschen Gemeinden ausgiebige Pflege. Schulbibliotheken gibt es schon an vielen Orten. Die Besoldung der Lehrer ist fast nirgends im Lande besser. Auch die magyariſche Sprache und das patriotische Bewußtsein werden in den deutschen Schulen sorgfältig gepflegt. Dabei begnügen sich die Wohlhabenderen nicht mit der Dorfschule, sondern lassen ihre Söhne noch weiter unterrichten. Sie bringen sie auf die Gymnasien von Temesvár, Szegedin, Arad, Szabadka (Maria-Theresiopel), Zombor, Pancsova, Baja und Kalocsa oder auf Realschulen, damit sie Lehrer, Geistliche, Advocaten oder Ärzte werden oder doch wenigstens das Magyariſche erlernen.

Die Kinder, welche die Gemeindeschule durchgemacht haben, besuchen bis zum fünfzehnten Lebensjahr die Wiederholungsschule. Man nennt sie dann „kleene Buben“ und „kleene Mensch“. Dieses kleine Volk darf noch nicht bei den öffentlichen Unterhaltungen erscheinen. Mit fünfzehn Jahren werden sie in die Gesellschaft der „mittleren Buben“ und „mittleren Mensch“ aufgenommen. Nun dürfen sie auf den Tanzunterhaltungen erscheinen und von weitem zusehen oder auch für sich in irgend einem entlegenen kleinen Wirthshause einen Tanz veranstalten. Die obere Stufe der jungen dörflichen Gesellschaft bilden die „großen Buben“ und „großen Mensch“. Die großen Buben spielen die Hauptrolle in der deutschen Dorfsjugend. Ihnen gebührt an Sonn- und Festtagen der Tanz im großen Wirthshaus, sie veranstalten die öffentlichen Volksbelustigungen und das Hauptfest der Deutschen, die Kirchweih, von der noch eingehender die Rede sein soll. Jeder „große Bube“ erscheint Sonntags mit seiner Erkorenen beim Tanze. Sobald die Besper zu Ende ist, erschallt flugs im großen Wirthshaus die Musik der Blasinstrumente und das Tanzen

der jungen Leute hebt an. Getanzt aber muß werden, so lange die Musik spielt, denn es ziemt sich nicht, während des Tanzes die Tänzerin auf ihren Platz zu führen. Beliebte deutsche Tänze sind der Schleifer und Hopser. Mitunter wagt man sich auch an den ungarischen Nationaltanz, den Csárdás. In den Pausen wird Bier oder Wein getrunken,



Hofirende schwäbische Burschen.

gerungen und mit den Mädchen geschäkert. Gegen Abend geht das junge Volk heim, zum Abendessen und um das Vieh zu füttern, die Kühe zu melken. Dann wird der Tanz noch bis 11 Uhr Nachts fortgesetzt.

Eine andere Unterhaltung bietet den jungen Leuten der Besuch der Spinnstuben und das Federnschleifen in Gesellschaft, wobei die Zeit mit Erzählungen und Gesang vertrieben wird. Sie singen, wenn auch mit manchen Änderungen jene alten Liebeslieder und

Volksballaden, welche noch ihre Vorfahren mitgebracht haben. Auch ihre Volksmärchen sind alt. Ueberdies aber hat noch fast jedes Dorf seine Ortsfagen.

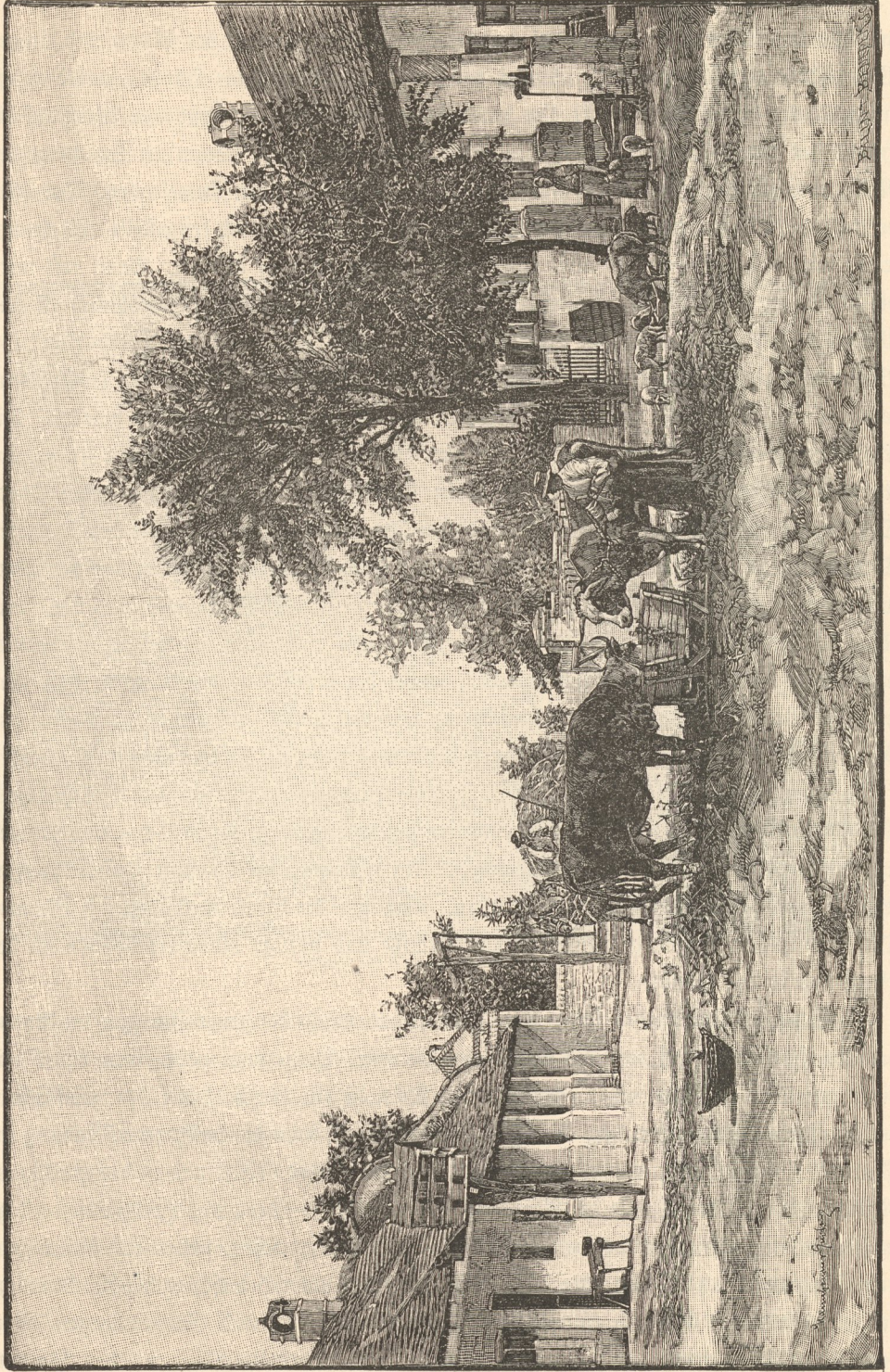
Im Winter, wenn die Feldarbeit ruht, werden die meisten Besuche bei Bekannten und Verwandten gemacht. Bei solchen Gelegenheiten plaudern die Männer rauchend oder spielen Karten um Geld oder Maiskörner, zuweilen um Bohnen. Die Frauen spinnen und führen leise Gespräche. An winterlichen Festtagen ist auch eine Schlittenfahrt nach dem Essen gebräuchlich. Pfeilschnell fliegen dann die feurig schraubenden Hengste, die mit jauchzendem jungen Volke beladenen Schlitten dahin. Vor den Häusern der Bekannten wird Halt gemacht, um den Schinken und die geräucherte Wurst zu kosten und die durchfrosteten Glieder durch ein paar Gläser Heurigen (rámpás, Rampasch) zu erwärmen.

Im Frühjahr schlägt die Jugend Ball, so lang die Gasse ist, die Kleinen lassen Drachen steigen, die Frauen setzen sich vor das Haus, die Männer an das „scharfe Eck“ der Gasse. Sonntags gibt es Kegelspiel im Hofe des großen Wirthshauses. An den Straßenecken wird große Politik gemacht, wird die hohe Obrigkeit Mann für Mann durchgehelt, werden die Parteien organisiert.

Der südongarische Deutsche nährt sich im Allgemeinen sehr gut, besonders zur Zeit der Feldarbeit. Bei den bemittelteren Familien wird viermal des Tages gegessen. Kurz nach der Früharbeit nimmt man das Frühstück ein. Dieses besteht aus schönem Weißbrot, das im Hause gebacken wird, ferner aus einer kalten Fleischspeise, Käse oder Topfen. Das Mittagsmahl wird zum Mittagläuten aufgetragen und bietet wohlschmeckende gekochte Speisen. Beliebte Gerichte sind: „Grundbirn“, Knödel, Topfen- und Milchrahmstrudel, Nudeln in der Milch und Brei. Um vier Uhr Nachmittags folgt ein Imbiß von Butterbrot, Milch oder Speck mit Zwiebeln. Das Nachtmahl wird um sieben Uhr genommen und besteht aus warmen Speisen. Als Getränk dient gewöhnlich Wasser oder leichter, im Eigenbau gewonnener Gartenwein (Heuriger). Rothwein ist beliebter als weißer. Bei Tische löffelt in der Regel Alles aus der nämlichen Schüssel.

Die Eheschließungen beschränken sich zwar nicht auf eine bestimmte Jahreszeit, doch finden die meisten Hochzeiten im Fasching statt. Die Trauungen werden in der Regel Sonntags oder Dienstag Nachmittags vorgenommen.

Wenn der Bursche reif zum Heiraten ist, geben seine Eltern irgend einer Frau den Auftrag, ihm bei dem vorher auserwählten Mädchen die Wege zu ebnen. Die Frau begibt sich zuerst allein, später mit dem Bräutigam und dessen Vater nebst zwei Zeugen nach der Wohnung der Braut, wo dann vor Allem die officiellen Unterhandlungen wegen der Mitgift der Braut beginnen. Es wird von der Braut eine mindestens so große Mitgift beansprucht, als das halbe Vermögen des Bräutigams beträgt. Wenn die beiden Theile handelseins werden, wird sofort die Ceremonie der Verlobung vorgenommen, welche



Innere eines deutschen Hofes in Gagfeld (Bismbolho).

meistens des Abends in Gegenwart der erwähnten zwei Zeugen, der Eltern und einiger Verwandten vor sich geht. Bräutigam und Braut reichen sich die Hände, wobei er ihr einen Thaler in die Hand drückt. Um das Bündniß zu befestigen, gießt man Wein auf die Hände der Verlobten und läßt ihn in einen Teller abrinnen. Davon trinken dann der Reihe nach die Verlobten, die Zeugen, die Eltern und die übrigen Anwesenden. Der Ehevertrag wird Tags darauf durch den „Notari“ des Ortes schriftlich festgestellt. Es kommt selten vor, daß der Schwabe ohne einen geschriebenen Vertrag heiratet. Dann erst wird die Meldung beim Pfarrer gemacht behufs dreimaligen Aufgebots. Gewöhnlich ist das Mädchen Eine aus dem Dorfe; nicht oft kommt es vor, daß Einer ins Nachbardorf auf Brautschau geht. Die Ehe steht bei dem Deutschen hoch in Ehren, so daß er den Hochzeitstag sogar seinen „Ehrentag“ nennt. Zur Hochzeit werden möglichst viele Gäste geladen. Die Einladungen erfolgen durch Hochzeitsbitter oder Beistände, die in Festtracht, mit Rosmarinsträußen geschmückt erscheinen und folgenden Gruß sprechen: „I wünsch guten Obed! Der Herr Hochzeiter und Jungfer Braut lassen Ihnen guten Obed sage. Uf den künftigen Donnerstag zu erscheinen im Hochzihaus, aus'm Hochzihaus in die Kerch, aus der Kerch wieder ins Hochzihaus und am Tanzeplatz; dort helfe verschmicke und verzehre, was Küch' und Keller vermag.“ Die Anzahl der Geladenen wird nicht angegeben, wohl aber mit Kreide an die Stubenthür geschrieben, wobei der Kniff angewandt wird, daß man nicht die Personen nennt, sondern hinschreibt, wie viel Löffel, wie viel Paar Messer und Gabeln die geladene Familie mitzubringen habe, was dann ebensoviele Personen bedeutet.

Auch ein schwäbischer Brautzug in Südungarn bietet ein sehr stattliches Schauspiel. Manns- und Weibsleute erscheinen in ehrbarer Festtagskleidung, die Mädchen mit Blumen und Bändern in gemischten Farben geschmückt. An den Hüten der Burschen stecken Blumensträuße, von denen rothe Bändchen flattern. Auch vor die Brust stecken sie sich Blumen. Die Brautführer tragen gleichfalls Blumensträuße und duftige Rosmarinbuschen an der Brust und in den Händen.

Wenn der Pfarrer das junge Paar getraut hat, macht der ganze Brautzug die Runde um den Hochaltar, auf dem die Braut eine Citrone, Pomeranze oder einen Apfel mit hineingestecktem Rosmarinsträußchen opfert. Dies ist ein Geschenk für den Geistlichen, der die Trauung vollzogen hat. Die Brautführer lassen dann die vollzogene Trauung im Pfarrhause einschreiben, worauf der Hochzeitszug sich wieder ordnet und in der erwähnten Reihenfolge nach dem Hause der Brauteltern zurückkehrt, — denn das Hochzeitsfest pflegt im Brauthause gefeiert zu werden. Sobald sie das Haus erreichen, stellen sich Bräutigam und Braut rechts und links an der Thür auf und nehmen unter Handschlag die Glückwünsche der zwischen ihnen hindurch eintretenden Eltern, Brautführer und Gäste entgegen. Von den Brautführern tritt einer hervor und begrüßt das neuvermählte Paar mit den Worten:

„I wünsch Ihnen, glücklichelges neues Paar, G'sundheit, langes Leben, Fried und Anichkeit (Einigkeit), nach'm Tod ewige Seligkeit; i wünsch Ent ein gedeckten Tisch, in ein jedem Eck ein' gebacknen Fisch, in der Mitt' ein Gläschen Wein, sollt Ihr dabei lustig sein. Jungfer Braut soll lewe und ich darnewe!“ Hierauf folgt das Gastmahl, bei dem mancherlei Scherze getrieben werden (der Braut wird ihr Schuh gestohlen, der Bräutigam wird barbirt u. s. w.), sodann der Tanz, der oft bis zum Morgen währt.



Schwäbische Kinder auf dem Felde.

Dem jungverheirateten Erstgeborenen übergibt der Vater sogleich, jedenfalls aber nach ein bis zwei Jahren vertragsgemäß sein ganzes Vermögen: Haus, Acker, Pferde und sonstiges Gut. Für ihn und seine Frau bleibt ausbedungen eine bestimmte Summe in Barem nebst freier Wohnung und Verpflegung, worauf er zu wirthschaften aufhört und in den Ruhestand tritt. Dies nennen die Deutschen in Südingarn „Ausbehalt“. Solche ausbedungene Verpflegung geht, falls der Besitz verkauft wird, auch auf den Käufer über. Diese seltsame Einrichtung hat gewissermaßen den Charakter der Majorate und bezweckt das Beisammenbleiben des ererbten Väterbesitzes. Der erstgeborene Sohn erlegt nach seiner Verheiratung bei Übernahme des Besitzes von jeder einzelnen Session Ackerlandes (32 Joch) 3.000 bis 4.000 Gulden in Barem zu Händen seiner Eltern und überdies

bearbeitet er ein Viertel der Session für Rechnung der Eltern, denen er den Ertrag fertig auf ihren Speicher zu liefern hat. Um die 3.000 bis 4.000 Gulden bar, welche der Mitgift der jungen Frau entnommen werden, kaufen die Eltern wiederum Ackerland zur Erhaltung und Verheirathung ihrer übrigen Kinder. Die zweit- und drittgeborenen Söhne erhalten nach Maßgabe ihres Vermögens von ihren Bräuten gleichfalls eine Mitgift, während die Töchter je nach dem Vermögen der Eltern mit barem Gelde abgefunden werden.

Bei Kindstausen werden meistens für jedes Kind andere Pathen genommen. Gewöhnlich erhalten die Kinder die Namen ihrer Taufpathen. Beliebte Namen sind: Johann (Hansl), Jakob, Adam, Peter, Kasper, Niklas, Philipp, Paul u. s. w. Unter den weiblichen Namen: Margareth (Gretche), Mariann, Bärbl (Bawi), Eva (Evi), Anna (Ammi), Rosl u. s. w. Zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten pflegen die Pathen (Göd, Godl) ihre Pathenkinder zu beschenken.

Bei Todesfällen ist es Sitte, bei dem Todten zu wachen. War der Verstorbene verheiratet und bejahrt, so versammeln sich um ihn nur verheiratete und ältere Personen. Bei jung Verstorbenen pflegt sich außer den Verwandten und Nachbarn die junge Welt zu versammeln. An den Leichenbegängnissen nehmen Viele theil. Nach dem Begräbniß werden die Verwandten, guten Freunde, Nachbarn und Todtenträger zum Todtenschmaus oder „Todtenimbs“ geladen. Den Verstorbenen wird große Pietät gezollt. Zu Allerseelen werden ihre Grabhügel erneuert und bekränzt, man widmet ihnen Gebete, Messen, Wachskerzen in der Kirche und ehrt ihr Andenken durch fromme Stiftungen.

Die hohen Festtage werden andächtig gefeiert.

Zu Weihnachten gehen Bethlehemsfinder von Haus zu Haus und verkünden singend die Geburt des Erlösers. Am Dreikönigstag werden sie durch Knaben abgelöst, die als Könige maskirt sind und einen Stern einhertragen.

Am Tage St. Johannis des Evangelisten trägt man Wein in Flaschen zur Kirche, wo derselbe gesegnet wird, um dann daheim bei Tische von Hand zu Hand zu gehen unter dem Spruche: „Sanct Johannis Segen, muß getrunke sin.“ An diesem Tage wechseln die Dienstboten den Dienst. Die neuen Dienstboten und ihre mit Blumen bemalten Truhen werden vier-spännig nach dem Hause der neuen Dienstherrn gebracht. Fällt aber der Johannistag auf Mittwoch, so geschieht der Umzug der Dienstboten am Vor- oder Nachtag, dem Mittwoch ist ein Unglückstag, an dem um keinen Preis etwas begonnen werden soll. Die wohlhabenderen Bauern halten vier Dienstleute: den großen Knecht, den kleinen Knecht, die große Magd und die kleine Magd. Der ältere Knecht genießt in einem deutschen Hause großes Ansehen. Nach dem Herrn ist er die erste Person, die zweite Stütze und Rathsquelle der Familie; er ist immer am Tische mit und sitzt neben dem Hausherrn.

Am Ostersonntag wird früh aufgestanden. Ohne ein Wort mit einander zu sprechen, gehen sie hinaus in den Hof unter freien Himmel und beten mit erhobenen Händen: „Gehre heilige Ostern! Bewahr' uns vor den siebenundsiebzig Fiebern. Steh' uns bei, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!“ Dieses Gebet scheint von den Vorfahren zu stammen, die in den sumpfigen Gegenden des Banats fortwährend vom Fieber geplagt wurden. Nach dem Frühstück verschluckt jedes Mitglied der Familie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit („in den drei höchsten Namen“) drei Körnchen vom Palmsonntagskätzchen. Das Osterfrühstück besteht aus einer mit drei Speckschnitten zubereiteten Eierspeise. Auch ist es Sitte, am Ostersonntag rothe Eier zu vertheilen, die der „Osterhas“ gebracht hat. Am Morgen des Ostermontags begießen die Burschen die Mädchen, dagegen Dienstag die Mädchen die Burschen.

Am Vorabend des ersten Mai richten die Burschen schlanke Tannenstämme, die mit den ungarischen Nationalfarben bemalt sind, als Maibäume auf. An ihre Spitze sind mit Blumen und Bändern geschmückte grüne Zweige gesteckt und solche Bäume werden vor den Häusern des Pfarrers, Richters, Notärs und Gutsherrn, wie auch vor dem großen Wirthshause aufgestellt. Dort bleiben die Ehrenbäume bis Ende Mai stehen.

Die Hauptunterhaltung, das vornehmste Gemeindefest ist aber bei den südingarischen Deutschen die „Kerweih“ (Kirchweih). Schon während der Vorwoche geht es in allen Häusern höchst lebendig her, gleichermaßen bei Reich und Arm, denn für den nächsten Samstag erwartet man Gäste aus den Nachbardörfern, Verwandte, Kinder, lustige Kumpane und Bekannte, die alle an der Kirchweih theilnehmen sollen. In der That ist am Vorabend jedes Haus mit Gästen besetzt. Die Menge der verschiedenen auserlesenen Gerichte übersteigt alle Begriffe. Drei Tage und drei Nächte wird geschmaust und gezecht bis zum Überdruß. Bei den Lustbarkeiten außer dem Hause spielt die junge Welt die Hauptrolle. Schon zehn Tage vorher wählt sich jeder Bursche ein Mädchen, das die drei Festtage hindurch seine ständige Tänzerin sein wird und ihm den Hut mit Band und Buschen zu schmücken hat.

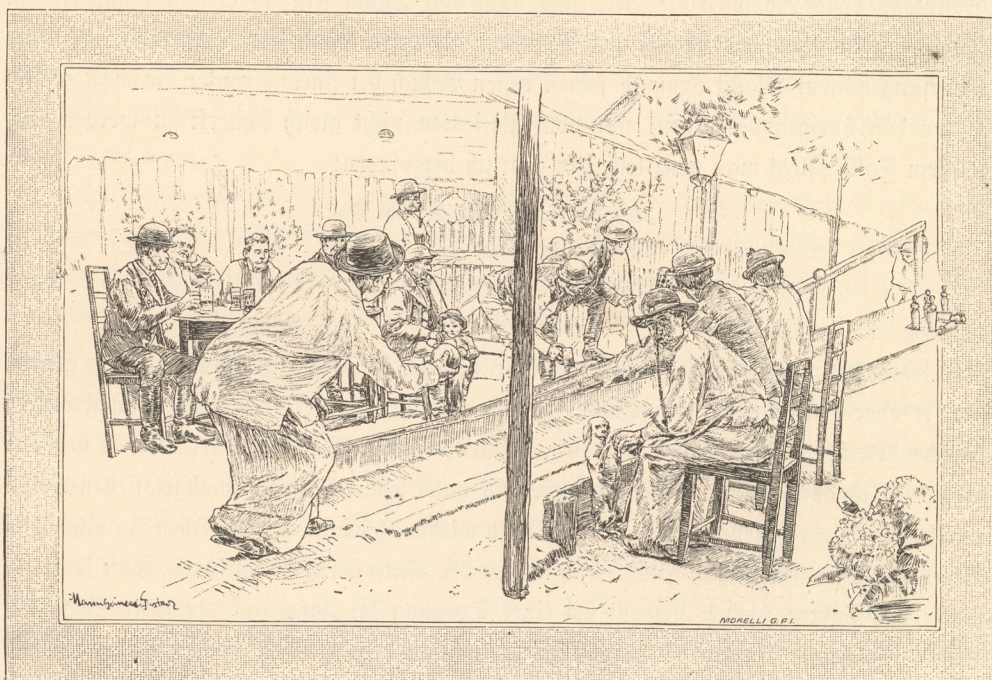
Am Samstag vor dem Feste, um vier Uhr Nachmittags, schmettern die Reveille-Trompeten und knallen die Willkommenschüsse. Das Volk scharrt sich in der Hauptgasse und auf dem Kirchenplatze, die „großen Buben“ ziehen mit ihrer Musikbande durch die Straßen. Wenn die festlich gekleidete Schar auf dem Kirchenplatz eintrifft, treten die angeseheneren Burschen aus der Menge hervor und begeben sich erst in das Pfarrhaus, von da zum Richter und zum „Notari“; sie begrüßen sie im Namen der Jugend, bitten um Erlaubniß zur Lustbarkeit und laden die Obrigkeiten dazu ein. Von hier ziehen sämmtliche Burschen unter schallender Musik nach irgend einem gastfreien Hause zum Nachtmahl, das aber nur aus dem Stegreif stattfindet, denn alsbald machen sie sich auf nach dem großen

Wirthshause, wo die Mädchen des Dorfes bereits in großer Zahl versammelt sind. Sofort beginnt der Tanz und währt bis Mitternacht, wo der Richter energisch in das Getümmel hineinruft: „Feierobet!“ (Feierabend).

Am folgenden Sonntag Vormittag (hier und da schon Samstag Nachmittag) zieht das junge Volk unter Schreien, Lärmen und Schießen nach dem Gemeindehause, den Maibaum zu holen. Unter den Klängen der Musik wird er im Triumph auf die Mitte des Kirchenplatzes getragen und hier aufgestellt. An der Spitze des Maibaums hängen ein mit Band und Buschen geschmückter Männerhut, ein seidenes Tuch und eine Flasche Wein. Dies bildet den Ehrenpreis der Kirchweih. An den Fuß des Maibaums wird ein großes leeres Faß gerollt, das als Bühne dient. Sobald dies geschehen, zieht die Jugend mit Musik nach der Kirche, um die Messe zu hören. Nach dem Gottesdienst begeben sie sich zum Mittagsmahl nach einem bestimmten Hause und von da nach des Krämers Laden, wo sie den Rosmarinstrauß mit Bändern von allen Farben aufputzen und sich für den großen Auszug ordnen.

Es ist mittlerweile später Nachmittag geworden. Groß und Klein der Gemeinde umdrängt den Maibaum und harret der Ereignisse. Endlich erschallt die Musik und die bunte Schar der jauchzenden jungen Leute setzt sich in Marsch nach dem Maibaum. Der ganze Kirchenplatz ist erfüllt von jungen Leuten und Zuschauern. Wenn der Zug den Maibaum erreicht hat, verstummt plötzlich die Musik. Der Anführer der Jugend besteigt das Faß und beginnt nach dem Tacte der Trommelschläge mit weithin schallender Stimme den aus Rosmarin gebundenen Ehrenstrauß des Festes zu versteigern. Zuletzt verbleibt der Buschen dem meistbietenden Burschen, der ihn der Dame seiner Wahl überreicht. Dies ist nun das glücklichste Paar im Dorfe, an ihm hängt das Auge der ganzen Gesellschaft, manches jugendliche Herz widmet ihm heimlich seinen ganzen Reiz. Die Beiden aber kümmern sich jetzt um keinen Menschen, sondern umtanzen dreimal den breiten runden Raum, in dem der Maibaum steht und der zum Tanzplatz bestimmt ist. Niemand darf mittanzen; sie ganz allein haben dieses Recht erworben und werden nun die ganzen drei Tage hindurch die Hauptrollen des Festes spielen. Und weil sie an allen drei Tagen den Festtanz beginnen werden, heißt man sie die Vortänzer. Nach den Vortänzern übernimmt den Rosmarinstrauß jener Bursche, der als Erster in die Festgesellschaft der Burschen eingetreten ist; er darf jedoch nicht mehr tanzen, sondern läuft nur ganz allein mit dem Buschen um den Tanzplatz herum, während die übrigen nunmehr, sämmtlich paarweise, zum Tanz antreten und diesen bis zur Dämmerung fortsetzen. Alsdann durchstreifen sie, von Musik begleitet, die Gassen nach allen Richtungen und statten der Obrigkeit den Dank ab für ihre Theilnahme an der Lustbarkeit. Jede obrigkeitliche Person schenkt dem Mädchen, das den Rosmarinstrauß gewonnen hat, ein bis zwei Gulden. Die Eltern desselben aber

geben Abends den „großen Buben“ und Musikanten, die an der Lustbarkeit theilgenommen, ein Nachtmahl, das nicht selten ein gut Stück Geld kostet. Nach dem Nachtmahl geht es nach dem Tanzsaal des großen Wirthshauses. Drei Tage und drei Nächte lang wiederhallt er von dem Klatschen und Stampfen des schnellen und langsamen Walzers. Am dritten Tage werden der Hut und das Seidentuch, die an der Spitze des Maibaumes hängen, versteigert und die jungen Leute theilen sich in die eingegangene Summe. Auch die Weinflasche wird vom Maibaum herabgeholt und — eine Ceremonie, die den Schluß des



Schwaben beim Kegelspiel.

Festes bedeutet — in derselben Grube begraben, wo der Maibaum gepflanzt war. Die Umstehenden wehklagen dazu mit weinerlicher Stimme: „O Terum, o Terum, die Kerweih is hin!“ Die vergrabene Flasche bleibt im Schoße der Erde verwahrt bis zum Feste des nächsten Jahres, wo man sie wieder hervorholt und in der oben geschilderten Weise mit Blumen und Bändern schmückt. Mittwoch Morgens werden die mühevollen Festtage bei den müden Klängen der Musik mit brummendem Schädel beschloffen.

Die deutschen Gemeinden in Südbungarn haben, mit wenigen Ausnahmen, ihre eigenen, mit Blasinstrumenten ausgerüsteten Musikbänden. Sie pflegen diese bei allen ihren Lustbarkeiten zu benützen. Manche Gemeinden halten sich geschulte sachkundige Kapellmeister, doch ist es meist nur der Schullehrer oder Cantor des Dorfes, der die spiellustigen

Bauernburschen in der Musik unterweist. Einige dieser deutschen Dorfmusiken bringen es in ihrem harmonischen Handwerk so weit, daß sie selbst die schwierigsten Musikstücke nach den Noten überraschend gut vorzutragen verstehen. Einen besonderen Ruf haben sich die deutschen Kinder-Musikkapellen von Zsombolya, Barjás und Groß-Vecskerek erworben, welche sogar Kunstreisen im Ausland machen.

Trotz ihres ziemlich hohen Bildungsgrades ist unter den südungarischen Deutschen noch viel Aberglaube und Vorurtheil verbreitet. Ist Einer krank und fühlt sich Sonntags besser, so wird die Besserung nicht von Dauer sein, ja er kann leicht sterben. Fühlt sich dagegen der Kranke am Sonntag schlechter, dann darf man wohl auf seine Genesung hoffen. Macht Jemand seinen ersten Besuch bei einem Kranken, so muß er sich hinter den übrigen verbergen, um vom Patienten nicht gleich bemerkt zu werden. In solchem Falle pflegt man ganz leise den Spruch herzusagen:

„Sünder! wenn du leidest zur Buß,
So rühre den Fuß;
Leidest du aber zum End',
So rühre die Händ'.“

Und wenn dann der Kranke zufällig das Bein bewegt, so ist noch Hoffnung, daß er geneset, regt er aber von ungefähr eine Hand, so hält man ihn für verloren. Wenn am Krankenbett der Docht des brennenden Lichtes sich hakenförmig nach abwärts krümmt, so bedeutet dies den Tod des Kranken. Läßt sich der Strick unter dem ins Grab hinabgelassenen Sarge nur schwer wieder hervorziehen, so stirbt bald wieder Jemand aus derselben Familie. Im Sterbehaufe muß man alle Stühle, auf denen der Sarg geruht, umstürzen, sonst kehrt die Seele des Todten zurück. Brennt bei einer Trauung die Kerze auf der einen Seite des Altars schwächer, so stirbt die Ehehälfte, die auf jener Seite steht, früher als die andere. Die flackernde Flamme der Altarkerzen aber bedeutet, daß es unter den Eheleuten viel Hader geben wird. Ein am Mittwoch geworfenes Kalb bleibt nicht am Leben. Dem Huhn müssen die Eier bei Vollmond, und zwar unpaarig untergelegt werden. Nach Sonnenuntergang darf man kein Brot und keine Milch aus dem Hause geben. Das Brot geht nicht auf, wenn beim Kneten ein Mann zusieht.

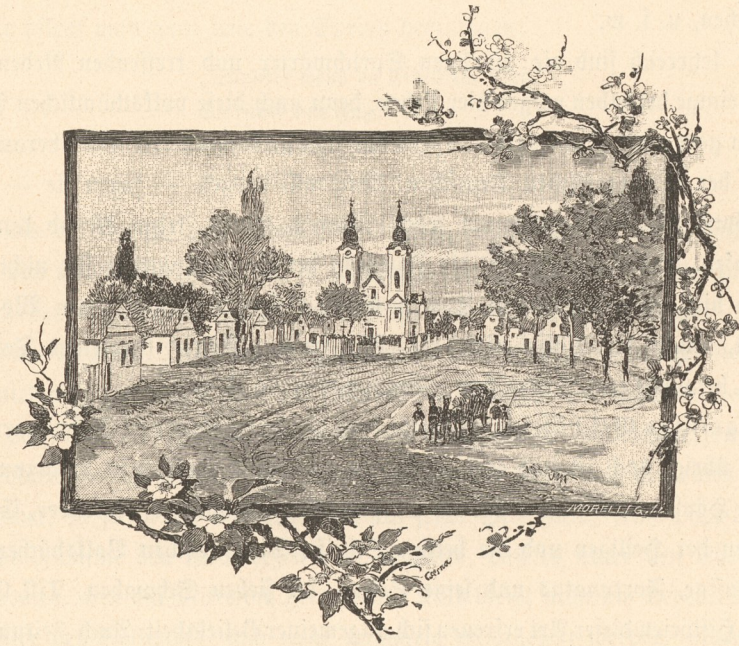
Von Hexen und Geistererscheinungen wissen sie viel zu berichten. Auch die Irrlichter sind sehr gefürchtet, weil sie Einen ins Verderben locken können. Die Nacht vor dem ersten Mai verhängen sie Thür, Thor und Fenster, wie überhaupt jede Öffnung am Hause mit Fliederzweigen, damit die Hexen nicht hinein können. Auch einen Pferdeschädel pflegt man zu dieser Zeit über dem Hausthor anzubringen. Am Dreikönigstag zeichnet man mit geweihter Kreide drei sich durchschneidende Dreiecke, den „Trutenfuß“, an die Stubenthür, damit die Hexe (der Alp) Keinen, der in der Stube schläft, drücken kann.

Eine große Rolle spielt bei den südbungarischen Deutschen das „Brauchen“, „Absprechen“, „Abbeten“, „Wahrjagen“, Traumauslegen und dergleichen mehr. Sie glauben, daß man jedes lebende Geschöpf bezaubern kann, daß es jedoch Mittel gibt, welche von dem Zauber befreien können. Das Absprechen, Abbeten heilt gleichermaßen Mensch wie Thier, und es gibt zauberkräftige Berührungen, Worte, Handbewegungen, welche selbst die bösesten Gebreche und Wunden heilen. Gegen Halsleiden, Kehlkopfentzündungen, Ausschläge, Warzen und das Schädigen der Röhre ist es gut, Knospen des Osterkätzchens zu schlucken. Die Kohle des geweihten Charfamtagsfeuers bewahrt vor Räfern und Heuschrecken. Steckt man etwas von dem Fronleichnamslaub ins Dach, so meiden gefahrbringende Wolken das Haus. Wird Jemand von schlechten Menschen mit dem bösen Blick geschädigt, soll er neun Kohlenstücke in Wasser ablöschen und sich mit diesem waschen, u. s. w.

Sehr lehrreich sind die markigen Sprichwörter und treffenden Redensarten der Deutschen; einige derselben mögen hier stehen, denn auch diese volksthümlichen Äußerungen kennzeichnen genau die Sinnesart und Denkweise, die Gefühlswelt und überaus praktische Auffassung der südbungarischen Deutschen. Wer will borgen — sagen sie — der komme morgen. Gott löst (hört) nicht auf jeden Narren. Eines Jeden Mund kannst du mit Kuchen stopfen. Der Schmied hält die Zange in der Hand, damit er sich nicht verbrenne. Eine Frage hilft mehr als langes Suchen. Es ist nicht alle Tage Ostern. Wo nicht deine Schüssel ist, tauche den Löffel nicht ein. Wer zum „Makler“ (gemeines Taschenmesser) geboren ist, bekommt sein Lebtag kein „Knappmesser“ u. s. w.

Für geistige Beschäftigung bleibt dem deutschen Bauer in Südbungarn wohl nur wenig Zeit übrig, doch ist jetzt auch darin ein namhafter Fortschritt wahrzunehmen. In den meisten Häusern findet man bereits ein paar Geschäftsbücher, Kalender, Erzählungen, die Legenden der Heiligen und die heilige Schrift. Die deutschen Volksbücher, z. B. die schöne Melusine, Fortunatus und seine Söhne, die sieben Schwaben, Till Eulenspiegel und andere Historien dieser Art erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit. Auch Zeitungen werden viel gehalten. Sie haben Casinos oder doch bescheidene Lesezirkel. In diesen liefert den Gesprächsstoff selbstverständlich die Politik und nebstdem die öffentlichen Angelegenheiten in Comitats und Gemeinde. Je mehr die Zeitungen an Boden gewinnen, desto lebhafteren Antheil nehmen die Deutschen auch an den Angelegenheiten des Landes. In politischen Dingen ist der Deutsche gemäßigt. Den Hauptgegenstand seines Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten bildet die Verwaltung seines eigenen Wohnortes. Sein größter Ehrgeiz besteht darin, wenigstens einmal im Leben Richter, Geschworener, Gemeindevertreter oder Mitglied des Comitatsauschusses zu werden. Die Gemeindevahlen erregen sein Interesse ganz besonders und bringen sein Blut in stärkere Wallung. Schon ein Jahr

vor der Richterwahl beginnen die Wahlumtriebe. Wer aber Richter wird, der hat keinen leichten Stand. Der Deutsche erwartet von seinen Gemeindefunctionären, daß sie die mit ihrem Amte verbundenen Pflichten gewissenhaft erfüllen und durch eine vernünftige, gerechte Verwaltung den Vortheil der Gemeinde im Allgemeinen und das Wohl der einzelnen Bewohner im Besonderen nach jeder Richtung fördern. In der Treue, Liebe und Opferwilligkeit für den König wetteifern sie mit dem magyarischem Stamme, bei dem die Übung dieser Bürgertugenden das Vermächtniß einer tausendjährigen Vergangenheit ist; sie liefern dem Heere gute und intelligente Soldaten und genügen ihrer Steuerpflicht so pünktlich, daß der Steuereintreiber in den deutschen Gemeinden kaum je etwas zu thun hat.



Kirchenplatz zu Sándorháza.